

Gaby Hauptmann

EXKLUSIVE
LESEPROBE

Unsere allerbeste Zeit

ROMAN



PIPER



GABY HAUPTMANN, geboren 1957 in Trossingen, lebt in Allensbach am Bodensee. Als Moderatorin, Journalistin und Autorin ist sie einem großen Publikum bekannt. Zuletzt erschienen von ihr u.a. die Bestseller »Plötzlich Millionärin - nichts wie weg!« und »Lebenslang mein Ehemann?«. In ihrem neuen Roman wählt sie als Schauplatz zum ersten Mal seit Langem ihre eigene Heimat.

Es tut weh, meine Wohnung zu verlassen, selbst jetzt, da sie leer ist. Und es tut weh, durch Hamburg zu fahren und sich zu verabschieden ... all die lieb gewonnenen Plätze, die Erinnerungen an Freunde, an Feste, an ... nein, Patricks Wohnung meide ich, obwohl mich interessieren würde, welches Auto davorsteht. Der weiße Mini, den ich vermute? Nein, diese Blöße gebe ich mir nicht.

Ich habe mit Hamburg abgeschlossen, der Umzugswagen ist schon unterwegs, ich jetzt auch.

Auf nach Stuttgart, zu neuen Aufgaben, zu neuen Herausforderungen, zu meiner Mutter, die meine Hilfe braucht. Zurück in die Stadt, in der ich aufgewachsen bin und in der ich seit vierundzwanzig Jahren kaum mehr war.

Ich spüre, wie meine Beklemmung wächst, als ich auf die Autobahn fahre und einen letzten Blick in den Rückspiegel werfe. Lass ich das jetzt wirklich alles hinter mir?

Ja. Ein Neuanfang liegt vor mir.

Mir wird flau im Magen, was wird die Zukunft bringen?

Nur Gutes, Katja, sage ich laut, bevor ich meine Lieblingsmusik aufdrehe.

Nur Gutes, und ich hoffe, dass ich mir glaube.

19. August Freitag

In Stuttgart bin ich aufgewachsen. Jetzt, nach all den Jahren zurückzukommen, ist ein seltsames Gefühl. Und nicht nur zu Besuch, sondern mit Sack und Pack. So ganz kann ich es selbst noch nicht glauben, ganz klein im Hinterkopf sitzt da die Stimme, die mir einflüstert, zwei, drei Tage, dann bist du wieder daheim in Hamburg.

Ich sehe die wohlbekanntenen Autobahnschilder, überall könnte ich im letzten Moment noch abbiegen, fliehen.

Aber es geht nicht nur um mich. Ich stehe in der Pflicht. In der Pflicht meines Gewissens gegenüber meiner Mutter. Sie braucht meine Hilfe. Dabei waren wir an Weihnachten noch alle bei ihr, und sie kam mir fit vor. Sieben- und siebenzig Jahre, dachte ich vor acht Monaten, das kann noch lange gehen, bis wir uns Gedanken machen müssen. Weit gefehlt. Hat sie uns etwas vorgespielt, oder haben wir einfach in all dem Trubel nichts bemerkt? Mein Bruder mit seinen zwei kleinen Kindern, meine Schwägerin, die auch sonst herumwuselt wie von der Tarantel gestochen, und ich, die an Weihnachten am liebsten vor der Glotze hängt und alte Filme ansieht. War unsere Mutter da schon zerstreut, vergesslich, schusselig?

Egal, wie, die Ausfahrt Zuffenhausen kommt, und ich fahre von der A81 ab. Jetzt ist es so weit, der Blick geht nur noch nach vorn. Müsste ich zuerst bei meiner Mutter vorbei? Ich werfe einen Blick auf mein Smartphone. Die

letzte Nachricht besagt, dass die Möbelpacker bereits auf mich warten. Kaum zu glauben, denke ich und werfe unwillkürlich einen Blick auf meinen Tacho, die müssen ganz schön gebrettert sein.

Auf der anderen Seite gibt mir das einen Aufschub. Denn wenn ich ehrlich bin, schleppe ich lieber Kisten in meine neue Wohnung, als mich den Fragen meiner Mutter zu stellen. Vor allem, weil ich ihr alles schon mehrfach erklärt habe und ein ungeduldiger Mensch bin. Und weil ich einfach nicht verstehen kann, warum sie plötzlich schwer von Begriff ist. Sie war in unserer Familie stets die Schnelldenkerin, sie hat alles um uns herum organisiert, unser Vater wäre ohne sie völlig aufgeschmissen gewesen, er war überhaupt nicht alltagstauglich. Vielleicht ist es ganz gut, dass ich durch die körperliche Arbeit mit den Kisten zunächst einen klaren Kopf kriege, das hilft bestimmt.

Tatsächlich, in der engen und zugeparkten Straße steht der Lkw mit offener Verladerampe in der zweiten Reihe. Das Ausladen ist schon in vollem Gange. Ich sehe mich um. Wohin soll ich meinen Wagen parken? Schließlich stelle ich mich frech vor den Lkw, ebenfalls zweite Reihe. Es ist ja ein Einzug, denke ich. Quasi ein Notfall.

Dann gehe ich den schmalen Weg am Haus entlang und durch die sperrangelweit geöffnete Eingangstüre in den ersten Stock, mein neues Zuhause. Es ist eine Altbauwoh-

nung und für meine Begriffe ziemlich heruntergekommen, aber ich war froh, so schnell überhaupt etwas gefunden zu haben. Mit dem Rest würde ich schon klarkommen, habe ich gedacht. Aber jetzt, bei Tageslicht, mit Blick auf die kahlen Wände und die Kartoninseln mitten im Raum kommen mir Zweifel.

Einer der kräftigen Männer kommt auf mich zu und fragt in gebrochenem Deutsch: »Wohin mit Möbel?«

Ich nicke und hole tief Luft.

»Ich muss mich kurz umschaun«, sage ich.

»Mann?«, fragt er, als ob ein Mann alle Probleme lösen könnte.

»Kein Mann«, antworte ich und ernte einen misstrauischen Blick.

»Kein Mann?«

»Kein Mann.«

»Hübsche Frau ohne Mann?«

Ich zucke die Achseln. Was soll ich auch sagen. Sein Blick gleitet schnell zu meiner Hand, und ich nehme an, dass er mein Weltbild sowieso nicht verstehen wird. Ich trage keinen Ehering. Er brummelt etwas und nickt dann in die Richtung des Sideboards, das er gerade mit seinem Kollegen heraufgeschleppt hat.

»Also wohin?«

»Dort«, entscheide ich schnell und deute zu der Wand unter dem breiten Fenster. Bei der Gelegenheit sehe ich,

dass der Maler schlampig gearbeitet hat, die frische weiße Wand hat gelbe Striemen, so als ob noch die vorhergehende Farbe an der Rolle gewesen wäre.

»Und das Klavier nachher?«

Ich entscheide mich für das zweite Fenster.

»Schwer«, sagt er. »Alt?«

»Ja«, sage ich und weiß schon, worauf er abzielt. »Wenn es nachher heil hier steht, gibt es mehr Trinkgeld«, sage ich.

Sein Blick gibt mir zu verstehen, dass es unter seiner Würde ist, von einer Frau Geld anzunehmen.

Einstecken wird er es nachher trotzdem, da bin ich mir sicher. Ich bin froh, wenn die beiden Männer wieder weg sind, und gehe schnell durch meine neue Wohnung. Zwei Zimmer, davon eines sehr groß, das andere gerade ausreichend für Doppelbett und Schrank, dazu eine schmale Küche mit schmuddeligen Einbauschränken und ein Badezimmer aus dem letzten Jahrhundert mit alten Eisenrohren über dem Putz.

Ich denke kurz an meine helle, moderne Wohnung in Hamburg zurück, verbiete mir dann jeden weiteren Gedanken. Ab jetzt geht es nach vorn, nicht in die Vergangenheit.

Ich gebe mir einen Ruck.

Ich bin vierundvierzig und Single. Ja, was soll's, es hat wohl nicht sollen sein. Zudem hatte ich eine hervorra-

gende Stellung in Hamburg, in der Zentrale von einer der großen deutschen Agenturen. Mein Glück ist, dass wir in mehreren deutschen Städten eine Niederlassung haben und sich mein Chef gleich mit Stuttgart in Verbindung gesetzt hat.

Erst vor ein paar Wochen rief mich meine ehemalige Schulfreundin Doris an: »Katja, hast du in letzter Zeit mal eure Mutter gesehen?«

»Ja, an Weihnachten war ich da. Warum?«

»Es geht ihr nicht gut. Ich habe sie zufällig in dem kleinen Supermarkt bei euch um die Ecke getroffen. Sie war ganz verwirrt, und ich habe sie nach Hause begleitet, Katja, bei mir haben alle Alarmsirenen geklingelt.«

Das taten sie bei mir dann auch, und ich habe sofort meinen Bruder angerufen, der in einem Stuttgarter Vorort wohnt. Boris sah keinen Grund, sie häufiger als alle drei Wochen zu besuchen. »Wenn ich dort bin, geht es ihr immer gut«, war seine Auskunft. »Sonst soll sie halt in ein Heim, ich habe genug anderes Zeug an der Backe.«

Ich buchte den nächsten Flug nach Stuttgart und kam mit Blumen und dem Lieblingskuchen meiner Mutter. Sie riss sich zusammen. Aber ich sah ihre Mimik, ihre Kleidung und die Wohnung, mein Elternhaus. Sie war immer penibel gewesen, mit allem. Jetzt schaffte sie es einfach nicht mehr hinterherzukommen. Der Anblick hinterließ einen tiefen Schock bei mir.

Ich wollte sofort meinen Bruder sehen, aber er hatte keine Zeit. »Busy«, sagte er. »Du verstehst.«

Im Taxi zurück zum Flughafen heulte ich. Der Taxifahrer beobachtete mich im Rückspiegel, hielt sich aber raus.

Und jetzt bin ich hier. Erst mal für immer.

20. August Samstag

Den Traum der ersten Nacht in einem neuen Heim soll man sich merken, heißt es immer. Das sei wichtig.

Ich habe von Wölfen geträumt. Nicht, dass ich Angst vor diesen Tieren hätte. Für mich sind es Wesen aus einer anderen Welt. Vielleicht wie meine Mutter jetzt. Der Unterschied ist nur, meine Mutter geht und die Wölfe kommen zurück, wie man ständig lesen kann.

Während ich in die Küche gehe, die Kaffeemaschine anschließe und in dem Karton mit der Aufschrift »Küche« nach Kaffeebohnen und Bechern suche, frage ich mich, was der Traum wohl bedeuten könne.

Wölfe. Weshalb träume ich von Wölfen?

Ich habe keine Milch. Funktioniert der Kühlschrank überhaupt? Doch. Immerhin. Aber keine Milch, dann nehme ich halt Zucker.

Im Schlafanzug und mit dem Becher in der Hand gehe ich langsam ins Wohnzimmer. Alle Möbel und Umzugskisten sind da, ich weiß nur nicht, wie aus diesem Chaos jemals ein wohnliches Etwas werden solles.

Ich trinke meinen Kaffee, der ohne Milch absolut scheußlich schmeckt, und beschließe, zunächst alles liegen zu lassen und zu meiner Mutter zu fahren. Und unterwegs bei einem Bäcker zu frühstücken, irgendeinen Lichtblick braucht man schließlich am Morgen.

Mit einer Tüte Butterbrezeln und einem strahlenden Lächeln klinge ich bei meiner Mutter. Seitdem die Schlösser irgendwann neu ersetzt wurden, habe ich keinen Hausschlüssel mehr. Ich hoffe, dass sie mir einen gibt.

Und überhaupt hoffe ich, dass sie mir aufmacht.

Ich höre nichts, also klingele ich nach einer Weile noch einmal.

»Eine alte Frau ist doch kein D-Zug«, sagt jemand, und dann steht sie vor mir in der kraftvoll aufgerissenen Tür. Ich staune. Kann ich wieder abreisen?

»Hallo, Mutti«, sage ich, »ich habe Frühstück mitgebracht«, und ich halte die Tüte mit den Butterbrezeln hoch.

»Ein bisschen spät für ein Frühstück«, sagt sie. »Meinst du nicht?«

Damit dreht sie sich um und geht mir voraus. Gerade und trittsicher verschwindet sie in der Küche, die schon in meiner Kindheit mein Lieblingsort war. Von hier aus geht eine Terrassentür direkt in den Garten. Und auch jetzt führt mich mein erster Weg zu der Glastür. Ich drücke den altmodischen Türhebel nach unten, damit sie aufgeht.

»Die Eichhörnchen waren heute Morgen schon da«, höre ich die Stimme meiner Mutter in meinem Rücken, während ich die Tür öffne und frische Luft hereinlasse.

»Schön«, sage ich und drehe mich zu ihr um. »Schön, Mutti, das waren sie früher auch immer.«

»Früher seid ihr hier auf dem Bauch gelegen und habt sie mit Haselnüssen hereingelockt.«

Ich schau auf den schwarz-weiß gekachelten Küchenboden hinab und lächle. Die Bilder, die sich vor mir auf-tun, streicheln meine Seele.

»Wollen wir einen Kaffee trinken?«, frage ich, und sie nickt und zeigt zu der Kaffeekanne auf der Anrichte. Sie hat ihn immer von Hand aufgebrüht, und eigentlich, das muss man selbst als Besitzerin der tollsten und teuersten Kaffeemaschine zugeben, schmeckt er so auch am besten.

Ich lege meine Brezeltüte auf den weiß lackierten Tisch, an dem wir auch früher schon gefrühstückt haben, und spüle die Kaffeekanne aus. Sie ist blitzsauber. Heute Morgen hat sie jedenfalls noch keinen Kaffee getrunken. Ich lasse mir nichts anmerken, stelle Wasser auf, gebe Pulverkaffee direkt in die Kanne und warte ab.

»Du siehst gut aus«, sage ich und lächle ihr zu. Sie steht am Fenster, beide Hände nach hinten in den Sims gekrallt, als wollte sie sich festhalten. Wie zerbrechlich sie geworden ist. Und obwohl sie ein graues Kostüm mit einer cremefarbenen Schleifenbluse trägt und auf den

ersten Blick aussieht wie früher, adrett, immer gepflegt, sehe ich auf den zweiten Blick die Flecken auf der Jacke. Und auf der Bluse.

Ich muss mich abwenden. Wie soll ich vorgehen, frage ich mich und fühle mich für einen Moment überfordert von dem, was auf mich zukommt.

»Du musst Kaffee in die Kanne tun«, sagt sie. »Oben im Schrank. Wie immer.«

»Danke, Mutti«, sage ich, »habe ich schon. Setz dich doch, es ist gleich so weit.«

Ich nehme zwei Tassen und Teller aus dem Schrank, verteile die Butterbrezeln, warte, bis das Wasser kocht, und fülle die Kaffeekanne dann langsam und in mehreren Intervallen, damit sich der gemahlene Bohnenkaffee auf dem Kannenboden mit Wasser sättigt, ohne aufgewirbelt zu werden. Meine Mutter beobachtet mich mit Argusaugen. »Mache ich's richtig?«, frage ich scherzhaft. Sie nickt. Ich öffne den Kühlschrank, um Milch zu holen, und klappe ihn gleich wieder zu. Gähnende Leere.

Wovon lebt sie?

»Hast du noch irgendwo Milch?«, frage ich. Sie zuckt mit den Schultern.

Leerer Kühlschrank, denke ich, sie muss sich doch von irgendwas ernähren. Und mein nächster Gedanke: Schon wieder Kaffee ohne Milch!

»Ich gehe nachher einkaufen«, sage ich. »Oder besser

noch, wir gehen gemeinsam, dann weiß ich, was du brauchst. Und was dir schmeckt.«

Sie sieht mich an, und am Ausdruck ihrer Augen erkenne ich, dass etwas nicht stimmt. Diese Augen sind leer. Sie sieht durch mich hindurch. Aber gerade war sie doch noch so fit?

»Mutti?«, versuche ich, sie in die Gegenwart zurückzuholen.

»Mutti?« Und ich fasse nach ihrer Hand. Sie ist feingliedrig und kalt. Die Fingernägel sind zu lang. Es sieht aus, als wäre ihr der schmale, goldene Ehering, den sie noch immer trägt, zu groß geworden. »Mama!«, bricht es aus mir heraus, und es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte losgeheult.

★★★

Wenn es einem schlecht geht, braucht man eine Freundin. Eine echte Freundin, eine, die einen schon lange kennt und ohne große Worte versteht, was zu tun ist.

Ich fahre direkt zu Doris.

Sie war es, die mich über den Zustand meiner Mutter informiert hat. Ihre Warnung ist der Grund, weshalb ich jetzt hier bin. Doris kennt meine Mutter, seitdem wir uns im Gymnasium, erste Klasse, angefreundet haben. Das ist jetzt gut vierunddreißig Jahre her.

Doris ist in Stuttgart geblieben. Wir waren damals, bis zum Abitur, eine Clique, die sich dann in alle Winde ver-

streut hat. Bis auf Doris. Sie hat einen anderen Weg gewählt und unterstützte ihre Eltern in deren Feinkostgeschäft. Dann heiratete sie, bekam zwei Kinder, und das Feinkostgeschäft wurde verkauft, als sie die Nachfolge antreten sollte. Die alleinige Verantwortung war ihr zu viel, zumal mit zwei Kindern und einem Mann, der in einer völlig anderen Branche tätig ist. Inzwischen hat sie sich nach der Kinderzeit wieder etwas aufgebaut, ein Café, das anders ist als andere Cafés.

»Weißt du«, erzählte sie mir vor vier Jahren bei einem unserer Weihnachtstreffen: »Ich stelle mir einen Platz vor, an dem jemand auch einfach mal sitzen bleibt, weil er ein spannendes Buch liest. Oder vielleicht selbst an einem Buch schreibt – so ein bisschen wie ein Wiener Café, keiner wird zum ständigen Konsum genötigt, alle sollen sich wohlfühlen.«

»Aber der Umsatz, wenn einer vier Stunden lang an einem kalten Kaffee hängt?«

»Wenn er glücklich ist ...?«

Das ist halt Doris. Ich bin durch meine Arbeit nicht nur auf Kreativität programmiert, sondern auch auf Erfolg, und damit auf Umsatz. Ohne Umsatz kann kein Laden laufen, das ist klar. Aber Doris? Ein halbes Jahr später schickte sie mir Fotos von den Räumen, die sie gefunden hatte und zu dem Café ihrer Vorstellung umgestalten wollte. Sie war voller Tatendrang. Und natürlich war sie

vom Gelingen überzeugt, Doris war Optimistin. Immer schon. Sie schwamm grundsätzlich in einem Universum der Glückseligkeit.

Dachte ich.

Bis ich heraushörte, dass ihre Ehe nicht wirklich glücklich war. Eher anstrengend. Sie legte sich krumm, und er war ignorant. Vielleicht wollte sie deshalb gern Menschen um sich haben, die ihre Anstrengung zu würdigen wussten? Ihr liebevoll gestaltetes Ambiente, die kleinen Hingucker, die sie drapierte, die Speisen, die sie zubereitete, die Kuchen und Snacks, die wechselnden Gerichte, die sie anbot?

Jedenfalls ist Doris in diesem Moment meine Zuflucht, und ich fahre, nachdem ich für meine Mutter eingekauft und sie zum Mittagsschläfchen an ihr Bett begleitet habe, schnurstracks zu ihr.

Das Café ist gelungen, das muss ich zugeben. Schon vor dem Eingang steht ein frisch gebackener Kuchen auf einem kleinen Tisch, einfach so, als könnte sich jeder ein Stück davon mitnehmen. Und drinnen hat sie gemütliche Tischinseln geschaffen, jede anders zurechtgemacht, dazu Regale voller Weinflaschen, bunte Kacheln an den Wänden, Tassen und Teller in unterschiedlichem, liebevollem Dekor – alles ein bisschen Oma und trotzdem hipp. Vintage, denke ich, das spricht an. Und hinter einem großen, bunten Tresen steht sie selbst und bereitet gerade etwas

vor. Ich zähle fünf Gäste, nicht gerade viel.

»Katja!« Sie kommt hinter ihrem Tresen vor, und wir umarmen uns. »Na?«, sagt sie, und in diesem »Na?« liegt alles.

»Tja!«, antworte ich, und sie weiß, was ich meine.

»Setz dich erst mal. Magst du einen Cappuccino oder lieber gleich einen Wein?«

»Am besten einen Schnaps, einen Doppelten. Oder dreifachen.«

Sie sieht mich an, und wir lachen beide, ein wissendes Lachen, das Lachen zweier alter Freundinnen.

»Du siehst gut aus«, sage ich, und es ist kein Schmus, es stimmt. Sie sieht lebensfroh aus, ihre kurzen schwarzen Haare, das gebräunte Gesicht, die strahlenden Augen, ganz offensichtlich eine Frau, der es gut geht.

»Und du siehst gedrückt aus«, gibt sie mir zur Antwort. Das stimmt auch.

»Es ist eine neue Situation«, sage ich. »Wir haben die Rollen getauscht, meine Mutter und ich.«

Sie nickt nur. »Ja, das tut weh. Ich bin auch erschrocken, als ich sie beim Einkaufen gesehen habe. Und ich war ein paarmal bei ihr, aber sie wollte keine Hilfe annehmen. Nicht von mir. Sie hat sich zusammengerissen, soweit sie es noch kann. Aber ich glaube, das sind nur Momente. Das gelingt ihr nicht immer. Manchmal hat sie mir gar nicht aufgemacht. Das war dann noch beängstigender.«

»Mich beängstigt die Treppe in den ersten Stock, da oben hat sie doch ihr Schlafzimmer, das Badezimmer. Was ist, wenn sie stürzt? Hinunterfällt? Außerdem habe ich Angst, dass sie vielleicht etwas auf dem Herd stehen lässt und vergisst.«

»Ach, Katja!«

Wieder liegen wir uns in den Armen.

»Es ist gut, dass du jetzt da bist.«

Dass mein Bruder eigentlich ja in der Nähe wäre, denken wir in diesem Moment wohl beide, sprechen es aber nicht aus.

Ich nicke nur. »Mal sehen, was kommt.«

»Zahlen, bitte«, schreckt uns eine männliche Stimme von der anderen Seite des Raumes auf.

»Geh schnell, das ist wichtig«, flüstere ich Doris zu, sie grinst nur.

»Ich komme«, sagt sie laut und leise zu mir, »setz dich dort hinten ans Fenster. Heiko kommt auch gleich.«

»Heiko? Unser Heiko?«

»Ja. Toller Zufall. Er hat vorhin angerufen und freut sich, dich zu sehen.«

Ich freue mich auch. Sieben waren wir damals in unserer Abi-Clique. Dass Heiko in Stuttgart ist, habe ich nicht gewusst. Umso schöner. Und umso schöner, dass er jetzt kommt.

Zwischen meinen alten Freunden geht es mir gleich

besser. Die letzten Gäste sind gerade gegangen, als Heiko hereinkommt. Groß und gut aussehend erinnert er mich sofort daran, dass ich früher immer ein bisschen in ihn verliebt war. Wir umarmen uns herzlich zur Begrüßung, dann stellt Doris drei Gläser Weißwein auf den Tisch und setzt sich zu uns. »So wirst du nicht reich werden«, bemerkt Heiko.

Sie lacht. »Das Reichwerden überlasse ich anderen, ich möchte es genießen können.«

Das muss man sich leisten können, denke ich, aber vielleicht fallen solche Experimente etwas leichter, wenn man gut verheiratet ist.

»Du bist in Stuttgart«, frage ich Heiko, »ich dachte, du arbeitest in Bonn, Informatik und so?«

»Scheidung«, sagt er knapp. »Ich brauchte einen Tapeetenwechsel. Zurück ins Nest, wenn du so willst.«

»Wie?«, frage ich erstaunt. »Zurück zu deinen Eltern?«

Er schüttelt lachend den Kopf. »Nein«, sagt er, »das sicherlich nicht. Aber hier bin ich aufgewachsen, hier kenne ich mich aus, hier ist meine Heimat – hört sich jetzt vielleicht etwas spießig an, aber hier fühle ich mich wohl.«

»Und was machst du jetzt?«

»Alles auf Anfang. Coaching. Seit einem halben Jahr. Läuft ganz gut an.«

Wen und was?, liegt mir auf der Zunge, aber ich will nicht gleich so neugierig sein. Im Moment ist es einfach

großartig, dass wir hier zusammensitzen.

»Und du?«, will er dann doch wissen. Also hat ihm Doris noch nichts erzählt?

»Meine Mutter ... ich befürchte, sie wird dement.« Ich überlege kurz. »Oder ist es schon.«

»Was? Wir waren doch so oft bei euch, es war immer so cool – sie war immer locker ...«, und sofort sind wir drei in der Vergangenheit. Bei den vielen gemeinsamen Stunden, den Lehrern, den Streichen, bei unseren Ideen, Interessen, Liebeleien.

Früher halt.

Die zwei Stunden mit Doris und Heiko haben mich wieder aufgerichtet. Und der spielerische, leichte Umgang untereinander hat mir gutgetan. Das denke ich, während ich meinen Wagen aus der engen Parklücke ausparke, was mir nicht schwerfällt, weil mein kleiner Audi extrem wendig ist. Er passt zu mir, finde ich in diesem Moment, in Zukunft muss auch ich wendig sein. Vor allem mit meinen Entscheidungen. Wie beispielsweise jetzt. Fahre ich noch einmal zu meiner Mutter? Mein Bauch sagt Ja, mein Kopf sagt Nein, denn bisher bin ich ja auch nicht zwei Mal am Tag bei ihr gewesen. Genau genommen, nur zwei Mal im Jahr. Und in meinem neuen Heim in der Heusteigstraße wartet eine Menge Arbeit auf mich.

Später am Abend mache ich mir eine Flasche Rotwein auf, setze mich in meinen roten Sessel und starre eine

Weile auf mein Klavier. Die schweren Möbel sind der einzige Fixpunkt in dieser Wohnung. Und nach einer Weile, als es langsam dunkel wird und ich die einzige Glühbirne nicht einschalten möchte, erscheint es mir, als wäre alles im Fluss, meine Wohnung wie ein Universum, in dem alles in Bewegung ist. Nichts gibt mir Halt, alles verschwimmt.

Du spinnst, sage ich mir. Alles ist gut, alles wird gut. Nach einer Weile gehe ich dorthin, wo ich mich schon seit meiner Kindheit geborgen gefühlt habe, an mein Klavier. Meine Mutter sagte früher immer, man höre an meinem Spiel, ob es mir gut oder schlecht ginge. Und es stimmt. Mein Klavier war schon immer mein Freund. Ich habe zwar viele Jahre klassischen Unterricht gehabt, Brahms, Beethoven, Schumann, manches besser, vieles schlechter, aber immerhin. Am liebsten habe ich allerdings improvisiert. Es war wie ein Geschenk, wenn sich alles ineinanderfügte und eine Melodie entstand, die mich mitnahm. Manchmal konnte ich sie mir merken. Meistens nicht. Dann entstand etwas Neues. Mein Klavier drückte für mich aus, was ich sagen wollte. Ganz ohne Worte.

Ich streiche mit dem Zeigefinger über die Tasten, ohne ihnen einen Ton zu entlocken. So, wie man einen alten Freund begrüßt, den man in sein Herz geschlossen hat. Warm, liebevoll.

Als ich nach meinem Studium nach Hamburg gezogen bin, zu meiner ersten Arbeitsstelle, durfte ich das Klavier mitnehmen. Jahrelang zeugte eine leichte Verfärbung der Tapete von dem Platz, wo es einst in meinem Elternhaus gestanden hatte. Bis mein Vater dann eines Tages den Maler kommen ließ, der die alte Blümchentapete herunterriss und durch eine Raufasertapete ersetzte. Das war eine der letzten Handlungen meines Vaters, bevor er starb. Mit fünfundsiebzig an einem Herzinfarkt, kaum, dass er seine Rente genießen konnte.

Der Tod. Schon gleiten meine Finger über die Tasten. Eric Clapton – Tears in Heaven. Eine der Balladen, bei denen ich dann auch gleich heule, zumal, wenn ich mir den Hintergrund des Liedes vorstelle, den Unfalltod seines vierjährigen Sohnes. Ich spiele ohne Licht in die Dunkelheit hinein und habe mich schon fast in Trance gespielt, da klingelt es an meiner Tür.

Jäh erwache ich und drehe mich auf meinem Hocker um. Wer könnte mich um diese Uhrzeit besuchen? Es weiß schließlich niemand, wo ich wohne. Außer Doris und Heiko.

Doris vielleicht?

Der Gedanke macht mich froh, und ich taste mich durch die Dunkelheit zur Tür.

Draußen steht Herr Petroschka.

»Wollen Sie sich für die Arbeit an meinem Wasserboiler

auf ein Gläschen einladen lassen?«, frage ich ihn lächelnd, in die grelle Helligkeit des Ganges blinzelnd.

»Nein«, sagt er, »Fräulein Gassmann hat mich angerufen und auf die Uhrzeit hingewiesen. Wegen Lärmbelästigung, sagt sie.«

»Hmm«, sage ich. »Und was sagen Sie?«

»Man hört es schon recht gut«, sagt er und fügt dann langsam hinzu. »Aber an sich mag ich Klaviermusik. Besonders klassisch.«

»Laut heißt, dass die Stockwerke nicht gut gedämmt sind«, antworte ich, »in meinem Hamburger Appartement fühlte sich nie jemand gestört.«

»Es ist ein Altbau«, er zuckt die Achseln. »Ich habe das Haus geerbt, nicht gebaut.«

»Gut«, sage ich und seufze. »Ich habe nicht auf die Uhr gesehen. Dann ... gute Nacht.«

Er nickt mir zu, und ich schließe schnell die Tür.

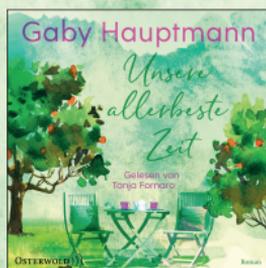
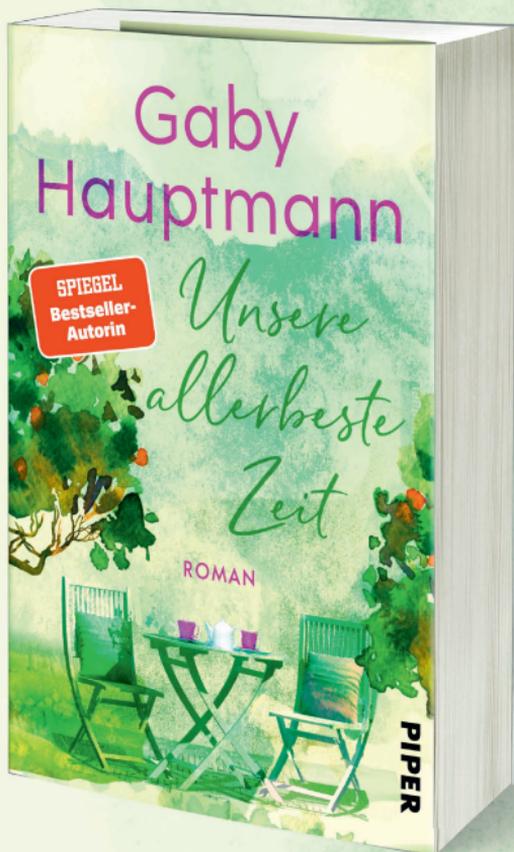
Hier werde ich nicht glücklich, befürchte ich. Dann gehe ich jetzt halt ins Bett. Morgen muss ich mich um meine Lampen kümmern. Und überhaupt. Mal ausräumen, aufräumen.

Oder gleich wieder ausziehen.

»Oh, Mama«, sage ich laut, »was tust du mir da an? Hättest du nicht einfach bis hundert fit und fröhlich bleiben können?«

AB SOFORT BEI IHREM
BUCHHÄNDLER

ISBN 978-3-492-06267-1



ISBN 978-3-86952-506-8
€ (D) 15,00, € (A) 15,50

Neue Bücher,
exklusive Inhalte und
tolle Gewinnspiele:
piper.de/newsletter

WENN DIR DAS LEBEN EINE FRAGE STELLT ...

...dann brauchst Du Mut für die Antwort.
Du kannst zögern oder zupacken. Als für Katja
der Hilferuf aus der Heimat kommt, folgt sie
ihren Gefühlen und packt zu. Sie gibt ihre Stadt
und ihren guten Job auf, um sich um ihre Mutter
zu kümmern. Wieder daheim genießt sie das
Zusammensein mit ihren alten Freunden, aber
es tun sich auch ungeahnte Hindernisse auf.
Ziemlich große sogar, findet Katja. Und sie
fragt sich, ob ihre schnelle Entscheidung dem
Leben standhält?

©Freepik.com

PIPER So vielseitig wie unsere Leser. piper.de   

Mit bester Empfehlung von:

EAN 4043725008476